* Düsseldorfer *

Sonntagsblatt.

Beilage zum Düsseldorfer Volksblatt.

Nr. 34. Sonntag, 23. August. Jahrgang 1903.

Judas.

Eine Dorfgeschichte von Dr. A. Snieders.

(Nachdruck verboten.) [Fortsetzung.]

Nach dem Essen stopft Joost seine Pfeife; er sitzt schweigend in der Ecke des Herdes und dampft, während Dorus mit seinen steifen Fingern einen groben Strickstrumpf strickt, — seine gewöhnliche Beschäftigung, wenn er die Schafe hütet. Dora nimmt die Schüssel weg, räumt den Tisch ab und verschwindet, ohne noch einmal zurückzukehren.

Auch Joost, der es nicht sehr gemütlich findet und im Grunde der Seele Dirk Dinter haßt, klopft seine Pfeife auf dem Herde aus, steckt sie in die Seitentasche seines Wammses, reckt sich gähnend und geht zur Tür hinaus.

Einen Augenblick hört man seine Tritte auf der Treppe, danach auf dem Speicher

Dirk hatte ihn zum Bleiben einladen wollen, doch er hat den Mut nicht dazu.

„Joost könnte wohl etwas später schlafen gehen," murrt er gegen den Schäfer; „denn Heinrich hat gedroht, diese Nacht zurückzukommen."

Der Bursche mit struppigem, weißem Haar, graubrauner Haut, runden, blauen Augen, mit einem Ausdrucke der Unverschämtheit und rohen Schelmerei auf dem Gesichte, hört auf zu stricken und sieht den Bauern gaffend an.

„Und was sollte er in der Nacht denn hier tun?" fragt er.

„Das weiß ich nicht; aber er könnte den Kievitshof wohl in Brand stecken."

Der Bursche lacht laut.

„Davon hätte er auch viel!"

„Bist Du nicht bange?"

Der Junge zuckt verächtlich die Achseln.

„Nun, bleibe dann noch etwas wach, und hier . . . "

Es ist nicht Heinrich, den Dirk fürchtet, sondern vielmehr der Geist des alten Gomper; doch er hütet sich wohl dies zu sagen.

Dirk Dinter ist niemals wohlwollend gegen den „weißen Dorus" gewesen, dem er mehr als einmal bei der geringsten Nachlässigkeit eine Ohrfeige gab, daß er taumelte, oder einen Stoß, daß er zu Boden fiel.

Nun ist der Schlaue so zahm, wie ein Schaf gegen den Jungen, der ihm nicht dankbar dafür ist, aber dessen Eigenliebe allmählich geschmeichelt wird, weil der Baas ihn nach seiner Meinung über dies und das auf dem Kievitshofe fragt.

„Willst Du rauchen?" fragt Dirk.

Dorus macht große Augen und ein Lächeln tritt auf sein erstauntes Gesicht. Er greift in die Tasche seines Wammses, holt ein kurzes, irdenes Pfeifchen heraus und fängt den Tabaksbeutel auf, den Dirk ihm zuwirft.

Der Schäfer stopft die Pfeife mit einer Bewegung der Finger, die beweist, daß er ein Raucher vom alten Schlage ist, rollt den Tabaksbeutel zu, und nachdem er den Daumen naß gemacht, drückt er damit den Tabak fest zusammen.

Er raucht, das eine Bein über das andere geschlagen, und nimmt die Haltung eines ernsten Beraters an. Er antwortet rauh, wie er in allem ist, auf die Mitteilungen, die Dirk Dinter ihm macht.

Einen Augenblick unterbricht er seine Bemerkungen mit den Worten:

„Das ist sicher „Tubak" von dem Alten?

Dirk scheint nicht zu hören, oder richtiger er schwätzt über diese Frage hinweg; aber die Erinnerung ist doch ein Stich ins Herz des Bauers.

„Weißt Du, was hier fehlt?" fragt dieser.

„Nun, was sollte hier fehlen?"

„Eine Frau," sagte Dirk.

„Nun, so sucht eine," antwortete Dorus und läßt lachend große Schneidezähne sehen, so groß, daß ein erwachsener Wolfshund wohl eifersüchtig darauf hätte werden können.

„Das ist schnell gesagt."

„Nun, das ist doch nicht schwieriger als eine Kuh zu kaufen."

„Das ist wahr; es ist ein Geschäft wie jedes andere."

„Wenn man irgendwo eine stehen weiß, geht man darauf aus. Ich kann Euch wohl ein halbes Dutzend zeigen."

„Kühe oder Frauen?"

„Kühe und Frauen! Und wenn Ihr keine wollt von dem halben Dutzend, dann nehmt Ihr unsere dicke Dora, die Stallmagd nur; die zählt selbst für zwei!" und der Junge lacht.

„Nein, die will ich nicht!" murrt Dirk und er merkt plötzlich, der schlaue Fuchs, daß er sich zu vertraut macht mit dem Schelm, der es morgen überall erzählen wird, daß Dirk Dinter höhere Ansprüche macht als die rotwangige Stallmagd.

Es scheint ihm, daß boshafter Spott dem Schäfer aus den runden Augen leuchtet; doch er wagt es nicht, ihn um Verschwiegenheit zu bitten.

„Wenn der alte Gerhard zurückkäme. . . ." sagt der Junge.

„Was für dummes Zeug schwätzest Du da!" unterbricht ihn Dirk Dinter.

„Dann risse er mir die Ohren vom Kopfe, weil ich hier seinen Tubak rauche, und Euch kegelte er zur Tür hinaus, weil Ihr Frauenzimmer hier hereinbringen wollt. An den weißen Mützen hatte Gerhard den Teufel gesehen!"

Der Junge hat seine Pfeife ausgeklopft und weggesteckt, und während der Bauer ins Feuer starrt, zischt er eine Melodie zwischen den Zähnen, schlägt seine Finger zusammen,

hält sie in die Höhe und läßt ihren Schatten auf der weißen Wand spielen.

„Seht", sagt er, „dieses Nußknackergesicht einmal an der Wand! Es ist wahrhaftig das Gesicht des alten Gomper."

Dirk Dinter springt auf, bleich, erregt und droht Dorus mit einer gewaltigen Ohrfeige, und nun der Junge lacht, sinkt der Bauer bestürzt in seinen Stuhl zurück.

Dieser Taugenichts tut doch Alles, was möglich ist, um ihm in Erinnerung zu bringen, was er vergessen will!

Dirk spricht kein Wort mehr.

Der Abend geht langsam weiter; die Lampe raucht, die Feuerklumpen im Herde fallen zusammen und erlöschen. Der Junge hat sich schließlich gelangweilt und ist in sein Nest gegangen. Dirk Dinter zittert wie ein Fiebernder, und ist auch gezwungen, schlafen zu gehen.

Da, vor ihm, ist das Bett des alten Gomper. Früher hat er sich vorgenommen, dort fortan, zum Zeichen der Herrschaft zu schlafen, — und nun ist er zu bange . . .

Er nimmt die rauchende Lampe und klettert schaudernd nach dem Kämmerchen, wo er als Knecht schlief und schließt und verriegelt drinnen die Tür, als ob der ganze übrige Kievitshof ihn nichts anginge.

Welch' eine bange und schlaflose Nacht verbringt Dirk! Wie willkommen ist ihm das erste Morgenrot!

II.

Vor sechs Jahren und nun.

Es sind etwa sechs Jahre verstrichen, als der alte Kirchenturm plötzlich sehr schadhaft zu werden begann und gar sehr der Ausbesserung bedurfte. Es wurde denn auch im Gemeinderate beschlossen, ihn einmal gründlich untersuchen zu lassen.

Im Monat August sahen eines Mittags die Dorfjungen einen großen, schwarzen Punkt an der Spitze des Turmes hängen: es war der Leiendecker, der in seinem mit zwei starken Tauen am Fuße des Kreuzes festgemachten Sitzstühlchen dort oben kühn hin- und herschaukelte.

Aus der Ferne gesehen, waren diese Taue nicht dicker als Fäden, und der Leiendecker, schien nicht größer als die schwarze Katze des Lehrers.

Das gefiel den Schuljungen und sie setzten sich schließlich auf die Kirchhofsmauer; denn der rote Anton, der Anführer der Bande hatte berechnet, daß, wenn der Faden riß und der Leiendecker herabfiel, dieser, nach einem guten Schlage auf das schiefe Dach, gerade dort, vor ihren Füßen, liegen werde. Nun, das wollten doch Alle sehen! Für dieses Vergnügen ließ man gerne jedes andere Vergnügen beiseite, selbst die Schüssel mit dampfendem Brei. Jede Bewegung des Leiendeckers wurde denn auch mit bewundernden Augen betrachtet. Es war ein großer, schwerer, blonder Bursche, mit einem gutmütigen, aber kraftvollen Gesichte, dem man es wohl auf den ersten Blick ansah, daß er ebenso ruhig oben an der Turmspitze herumginge, oder mitunter auf einem der Arme des eisernen Kreuzes ausruhte und so in die weite Welt schaute, als ob er unten am Herde säße.

Die ganze Knabenschar begleitet den Leiendecker bis an die Tür zum „blauen Hahn", wo er zu Mittag aß. Eine gute Stunde nachher saß er wieder hoch an der Spitze, klopfte Leien fest und sang sein fröhliches Lied.

Zwei Tage nachher war Kirmes im Dorfe; die Fahne flatterte festlich auf dem Turme und unten stimmte der Spielmann die Geige, und im Herzen der Mädchen klang ein geheimnisvolles Lied, das sie selbst noch nicht recht verstanden.

Rika vom Kievitshofe war auch zum Tanze gekommen, obschon der alte Gomper lange über das törichte „Hexenspiel", wie er den Tanz nannte, geschimpft hatte, und er hatte wohl Recht, denn Rika traf dort Heinrich, der ein guter Tänzer und ein hübscher und braver Kerl war.

Zwei Tage hatte Heinrich lustig und ehrlich Kirmes gefeiert, und nun hing er wieder oben am Turme. Er hing schon da, als Rika, am frühen Morgen, die Augen nach oben richtete; er hing noch da, als der Abendnebel die letzte goldene Glut verdrängt hatte. Die versäumte Zeit mußte nachgeholt werden!

Warum interessierte Rika sich so für den Wagehals? Warum lag eine tiefe Unruhe in ihren Augen und schlug ihr Herzchen so bange, wenn sie auf den Turm starrte? Warum fiel mitunter die Näharbeit aus ihrer Hand, bedeckte sie die Augen und schauderte sie, als ob sie ein blutiges Unglück geschehen sähe?

Vor einigen Tagen war dieser schwarze Punkt am Turme ihr gleichgültig — nicht so gleichgültig wie den herzlosen Jungen, die die Stelle berechneten wo der Leiendecker mit gebrochenen Gliedern herabfallen würde; aber sie dachte nicht an Heinrich und nun, nun träumte sie des Nachts von ihm und von dem Turme, und wurde nicht selten, bange aufschreiend, wach.

Aber das Schönste von allem war, daß Heinrich und Rika bald laut träumten und dies schon bald Gerhard Gomper zu Ohren kam, und nun brach ein Unwetter, nein eine Windhose aus, die auf dem Kievitshofe alles auf den Kopf zu stellen drohte.

Man gab im Dorfe Rika Unrecht; der Notar Lindorp schüttelte bedenklich den Kopf, er, so reich an Erfahrung; aber als er um Auskunft geschrieben und vernommen hatte, daß Heinrich ein ehrlicher, fleißiger Bursche war, schwieg er, doch arbeitete weder der einen noch der anderen Partei in die Hand.

Rika blieb fest und zeigte, daß sie eine echte Gomper, ein „Stierkopf" war, wie man im Dorfe sagte.

Nur e i n Wesen gab Rika nicht Unrecht, doch dieses verriet das „Darum" des „Warum" nicht, das ihm anvertraut worden war: es war Frieda Lindorp, die Tochter des Notars, die mit dem Nichtchen des Kievitshofbauern innig befreundet war. Sie wußte alles — alles, aber schwieg . . . .

Jahre nachher kam Lindorp ein wenig hinter das Geheimnis: der alte Isegrimm vom Kievitshofe wollte selbst der Bräutigam der blühenden Braut werden. Es war, als ob ein grimmiger und eisiger Schneekönig einen Platz verlangte in einem duftenden Blumenbeete bei voller Sommerzeit.

Da verstand Lindorp alles; er hatte Rika nur noch lieber, die nicht das Geld, sondern ihr Herz befragte.

Wie dies auch sein mochte, Rika verließ den Kievitshof, heiratete Heinrich und beide gingen ins Land mit leeren Taschen und das Herz voll Glaube, voll Hoffnung, voll Liebe. Man hörte selten etwas von ihnen; aber zufrieden waren sie wohl: das wußte Frieda Lindorp besser als jemand.

Gerhard Gomper behauptete, daß „Armut Trumpf" wäre in der Haushaltung und das hätten sie verdient, meinte er. Er grinste boshaft, wenn er von Rika sprach und sann darauf, sie einmal tüchtig zu quälen — und dieser Gedanke verließ ihn keinen Augenblick mehr.

In jenen Tagen kam Dirk Dinter als Meisterknecht auf den Hof; doch darum drang er noch nicht in alle geheimen Pläne des alten Judas ein. Mehr als einmal hatte Dirk, auf Befehl Gerhards, den Stock genommen und war mit einem gut versiegelten Briefe zum Advokat in die Stadt gegangen, um diesen um Rat zu fragen, wie er am besten alles in Verwirrung bringen könnte.

Wenn d i e s e r Erbe Genuß hatte von seinem Gut, wollte er, daß j e n e r diesen Genuß wieder umstoßen und ein dritter mit der Beute davongehen sollte, in der Erwar-

tung, daß etwas zum Vorschein käme, daß Nr. 3 wieder ein Stein auf den Kopf fiele.

Dirk Dinter, der das ganze Vertrauen des alten Gerhard zu besitzen glaubte, wurde der Spielball des Judas und das Spiel begann schon am Begräbnistage.

Rika und Heinrich beschlossen, im Dorfe zu bleiben, um zu beobachten, was auf dem Kiebitshofe geschähe; doch es war nirgends ein Haus leer, als allein auf der Heide — eine gute halbe Stunde vom Dorfe entfernt, und vorläufig schlug die Familie des Leiendeckers dort ihre Zelte auf.

* * *

Es ist ein herrlicher Herbsttag. Frieda Lindorp ist, nachdem sie einige Zeit abwesend gewesen, in das elterliche Haus zurückgekehrt, und Rika's Helenchen ist nun gekommen, um zu fragen, ob Fräulein Frieda nicht einmal mit nach dem Hause an der Haide gehen möchte.

Wer weiß, was die arme Rika zu sagen hat — und Frieda geht mit dem blonden Kinde mit. Die Sonne scheint hell; sie färbt das gelbe Laub mit warmen Farben, macht die dürren Sandhügel wie Gold glänzen, und auch Frieda ist gleichsam mit einer Aureole umgeben.

Das Mädchen, eine liebliche und anziehende Erscheinung, schreitet schnell über den harten Pfad, und macht die dürren, braunen Blätter unter ihrem Fuße knistern; doch da sie die Ackerländereien im Rücken hat und zwischen den Sandhügeln einhergeht, wird das Gehen beschwerlicher, und höher wird die Röte, die ihre Wangen färbt.

Endlich erreicht sie den Tannenwald, der einen frischen und erquickenden Terpentinduft aushaucht, und munter geht sie mit dem Kinde weiter. Helenchen erzählt so lieb-unschuldig von ihrem Mütterchen, daß Frieda schon einen guten Teil der Herzenswünsche kennt, als auf einmal in der Ferne, zwischen dunkeln, hohen Fichten und schlanken Birken das Häuschen mit weißen Wänden sich erhebt.

Doch wo das Kind mit seinem Mütterchen zuletzt gewohnt hat, bevor sie hierhin, in das Haus auf der Heide, kamen, — nein, das weiß es nicht mehr . . . .

Die Häuser standen dort dicht, ganz dicht zusammen; in jedem Hause waren viele Kinder, mit denen das Töchterchen Rika's spielen konnte, und der Turm war dort so hoch, daß das Kreuz bis in den Himmel reichte.

„Das war sehr hoch!" meinte Rika lächelnd.

„Ja, das war auch so", antwortet das Kind; „denn wenn Vater oben an der Spitze arbeitete, war er nicht größer als die schwarze Krähe, die da fliegt."

„Und fürchtetest Du denn nicht für Vater?"

„O nein; dann gingen wir in die Kirche und wenn die Mütter und kleinen Kinder dort knien und beten, kann den Vätern kein Unglück zustoßen."

„Sagt Mutter das?"

„Ja, das sagt sie."

Sie ist also noch immer tief religiös, denkt Frieda.

„Nun", sagt sie laut, „das ist auch wahr."

„Aber doch weinte Mutter oft des Abends . . . "

„Und warum?""

Das Kind zuckt die Achseln.

„Doch nicht des Vaters wegen?"

„Ueber die bösen Menschen, denke ich; über jemand, den sie wohl einmal Ohm-Judas nannte!"

„Ah so!"

„Und nun wohnen wir dort!" — und Helenchen weist auf das Häuschen mit den weißen Wänden.

„Und weint Mutter nun noch?"

„Ach, nein . . . "

Nein, sie weint nicht mehr; denn sie ist ja zu Hause, in ihrem Dorfe, in der offenen und frischen Heide, fern von den Menschen — mit ihrem Heinrich und ihrem Kinde!

Das Haus steht am sogenannten Damme, der quer durch die Heide schneidet. Die schlanken Fichtenbäume mit breiten Aesten bis auf den Boden, beschützen die einsame Wohnung an der Nordseite, und auf der Südseite sieht man über die Heidefläche, die fern am Horizont von einem Gürtel von Büschen umsäumt ist; doch so weit sind sie entfernt, daß ihre grüne Farbe verschwindet und man graue Wolken oder Nebel zu sehen glaubt.

Die Wände des Hauses sind weißgetüncht; das Strohdach ist schwarz; die Tür und das einzige kleine Fenster mit starker Fensterlade, sind dunkelgrün angestrichen, doch die Farbe ist durch Regen, Wind und Sonnenbrand fast ganz verschwunden.

Auf dem Fensterladen ist mit weißer Farbe ein Glas und eine Flasche gemalt, zum Zeichen, daß der Wanderer sich im Hause mit einem Schluck Branntwein oder Bier erquicken kann.

Nun Frieda noch eine kurze Strecke vom Hause entfernt ist, kommt Rika mit einem frohen Lächeln auf dem Gesichte, ihr entgegengeeilt. Sie ist glücklich, sagt sie, daß sie von Frieda nicht vergessen wird und drückt die feinen Finger des Mädchens in ihren rauhen Händen.

Frieda's Hand ist ja immer eine Freundeshand gewesen, und während beider Hände ineinander verschlungen bleiben, schauen die strahlenden Augen der einen in die strahlenden Augen der anderen, wie die helle Sonne sich in dem hellen Diamant abspiegelt.

Helenchen ist verschwunden; die Mutter kümmert sich nicht darum.

„Wo ist das Kind?" fragt Frieda.

Rika sieht mechanisch um sich.

„Ach, die sitzt hier oder da an der Hundehütte oder im Ziegenstall," antwortet Rika lachend, und die Hand des jungen Mädchens an ihr klopfendes Herz bringend, sagt sie nochmals:

„Frieda, wie glücklich bin ich, Dich zu sehen!"

Die erste Aufregung ist vorbei; es kommt Ruhe und Ordnung in das Gespräch.

Nun sitzen die beiden Freundinnen auf der rauhen Bank neben der Tür; Frieda starrt auf die endlose Heidefläche, auf der vereinzelt ein Tannenbaum steht, den der Wind dorthin gesäet hat; sie fühlt, was das Wort „Einsamkeit" bedeutet.

„Was wohnst Du hier einsam, Rika!" sagt sie mit einem leisen Beben in ihrer Stimme.

„Ja, fröhlich ist es hier gerade nicht", lautet die muntere Antwort; „doch Einsamkeit stört nie. Ich habe schon so viele Menschen gesehen und kennen gelernt, daß ich am liebsten nichts mit ihnen zu tun haben will."

„Du willst sagen, daß Du viele Enttäuschungen erlebt hast?"

„Nicht in meinem Eheleben!" fällt Rika ihr erregt ins Wort; „mit meinem Heinrich bin ich die glücklichste Frau der Welt. Keinen Augenblick brauchte ich reuig auf die Brust zu klopfen; aber die Menschen sind meist nicht von Honig, sondern von Galle und Essig gemacht. Böse sind sie, böse!"

„Nun, antwortete Frieda, die wohl begreift, wen sie mit dem Worte „böse" meint, „hier wirst Du nicht viel Last von ihnen haben."

„Hier, hier bemächtigt sich mitunter meiner ein Gefühl, als ob ich ganz außerhalb der Welt stände. Wenn ich des Abends dort die Sonne untergehen sehe, wenn ich die Todesstille um mich bemerke und die Vergangenheit vergesse, frage ich mich oft selbst, ob ich wohl noch zu den Lebenden gehöre . . . . . "

Frieda lächelt: diese sonderbaren Worte verwundern sie nicht: von Jugend auf war Rika gewohnt, sonderbare Dinge zu sagen.

Die junge Frau sitzt ein wenig gebeugt da; die Arme ruhen auf den Knien; ihr Auge ist starr auf den steinigen Sandboden gerichtet. Die untergehende Sonne bestrahlt ihr kraftvolles Gesicht, und der Wind bewegt die schwarze Haarlocke, die an ihrer Wange herabhängt.

„Doch in diesen letzten Tagen sputt in dieser Einsamkeit auch schon wieder der Böse . . . . " fährt Rika sinnend fort.

„In der Phantasie gewiß?" fragt Frieda, denn sie dachte an Gerhard Gomper.

„Nein, in Fleisch und Blut. Augen, die durch die Zweige und dürren Blätter lauern, besonders im Mondenschein; Ohren, die lauschen; Zungen, die auf dem Kirchenwege flüstern und deren Worte mit der knarrenden Torfkarre hierhin gebracht werden . "

„Menschen. die Dir Böses tun wollen?"

Rika nickt, und schweigt.

„Und bist Du nicht bange? Aber nein, Heinrich ist da, wirst Du antworten."

„Das ist er nicht immer bei Nacht."

„Bei Nacht? Und bist Du dann hier mutterseelen allein?"

„Das macht mir nichts!" Meinen Mann werde ich schon stehen!" fügt sie nachdrücklich hinzu.

„Und wem gehören diese bösen Ohren und Augen?"

„Den Grenzaufsehern und Gerichtsdienern. Sie vermuten" — und Rika legt den Mund dicht in Frida's Schulter und flüstert — „sie vermuten, daß Heinrich schmuggelt, und das ist auch so. Und es muß dieser teufliche Dirk Dinter sein, der ihnen diesen Verdacht eingeblasen hat."

Blumenpflege. Nach einem Originalgemälde von A. Hausleithner.

„Aber Rika, Schmuggeln ist ein gefährliches Handwerk. . "

„Doch nicht. Ich glaube, daß Heinrich der unsichtbare Soldat aus dem Kindermärchen ist, oder daß die Grenzaufseher weder Ohren noch Augen haben," und Rika lacht. „Aber seit der Schurke vom Kiebitshofe ihren Verdacht angefacht hat, schleichen die Zollbeamten und andere hier wie hungrige Wölfe umher."

„Aber Rika, wildern und schmuggeln ist ungesetzlich . . "

„Müssen wir nicht leben?" unterbricht die junge Frau sie bitter. Die Antwort rechtfertigt die Frage nicht; doch Frieda darf sich auf dem schlüpfrigen Wege nicht weiter wagen; sie begreift, daß die Enttäuschung das Gemüt ihrer Freundin verbittert hat.

„Und bringt das Dachdecken ihm nicht mehr ein?"

„Ja, aber wenn Heinrich so hoch zwischen Himmel und Erde hängt, schwindelt sein Kopf. Hand und Fuß sind nicht mehr so fest wie früher . . . . Aber ich möchte Helenchen von hier entfernen . . . . . sie ins Dorf schicken und unter Deinen Schutz stellen, und dann . . . . . "

„Dann wärest Du hier ganz allein.

„Nein, dann würde ich mit Heinrich über die Heide gehen und der Gefahr trotzen, die ihn drohen könnte;" und Rika steht auf und in ihrer kräftigen Gestalt liegt etwas Männliches. „Wenn es des Nachts stürmt, die Zweige krachen und der Wind über die Heide tobt, als ob die Stimmen der Verdammten klagten und heulten, dann ist das arme Kind mitunter bange."

„Und Du nicht, Rika?"

„Aber vor wem sollte ich bange sein? Stürme sind etwas Natürliches und Menschen kommen des Nachts nie hierhin oder. . . . . Uebrigens mein treuer Hund Folt und eine gute Waffe — und wir zählen für drei. . . ."

„Mutig warst Du immer, Rika; ein echtes Kind von Wald und Heide; aber nun jagt Deine Kühnheit mir einen Schauder durch den Leib."

„Ach, Du warst immer ein feines Kindchen! Doch, Frida, man wird mutiger, je länger man mit einer feindseligen Welt kämpft!"

„Ich, ich würde in dieser Lage nichts anderes tun, als beten."

„Und meinst Du, ich hätte das vergessen? Nein, nein! . . Dieser Ohm Gomper hat uns jahrelang gequält," fügt sie in dumpfem Tone hinzu, und wie mit sich selbst sprechend: „Nun übernimmt Dirk Dinter die Rolle, uns zu quälen."

„Bist Du dessen wohl sicher?"

„O ja; hat er nicht gesagt, daß er hofft, Heinrich noch ein-

Das Jawort. Nach einem Originalgemälde von Ernst Hausmann.

mal gefesselt nach dem Gefängnisse gehen zu sehen, und darum, Frieda, will ich bei ihm sein, . . . bei ihm. Aber mein Kind mußt Du unter Deinen Schutz nehmen."

„Du weißt, Rika, Vater hat viel Achtung vor Dir und er ist ein Mann von großer Erfahrung. Ihn will ich erst über Deinen Plan sprechen; aber mir dünkt, Rika, daß Du im Streite bist mit Gesetz und Gesellschaft . . . . "

„Man soll uns in Frieden lassen!"

Rika steht nun in der offenen Tür und lehnt sich an den Pfosten; sie hat die Arme übereinandergeschlagen und auf ihrem schönen Gesichte spielt ein spöttisches Lächeln. Es spricht aus ihrem Gesichte etwas, das an den Geist des Aufruhres erinnert.

„Weißt Du, was dieser Dirk Dinter noch erzählt?" fragt sie. „Er hat rundgeflüstert, ich sei eine Hexe."

„Unsinn!" ruft Frieda fröhlich. „Du bist zu verständig, um Dich an dieses dumme Geschwätz zu stören. . . . . "

„Er denkt mir zu schaden! Dummkopf, der er ist! Kein Fuhrmann, der mit der Torfkarre aus der Heide kommt, wagt am Hause vorbeizufahren, ohne zu halten, aus Furcht, mit behexte Torf nach Hause zu kommen."

Und Rika lacht, daß es schallt.

„Aber in sittlicher Hinsicht können diese Schwätzereien Dir doch nachteilig sein . . . . "

Die junge Frau zuckt mit einer heftigen Gebärde die Achseln.

„Die Leute kennen mich seit jeher," sagt sie; „aber doch, dieser Dirk Dinter . . . . "

„Höre einmal, Ohm Gomper mit seinem ganzen Anhange spukt hier umher, und es ist ihm gelungen, Deine Ruhe in dieser Einsamkeit zu stören. Es muß Rat geschafft werden, und noch heute Abend will ich mit meinem Vater darüber sprechen.

„Siehe", ruft Rika, durch ein Geräusch auf der anderen Seite aufmerksam gemacht, „siehe, da ist Heinrich!"

Folk, der gelbhaarige Wolfshund, springt hervor und begrüßt schweifwedelnd seine Herrin; nach ihm erscheint der blonde Leiendecker.

„Sie einmal, wer hier ist, Heinrich!" spricht die junge Frau.

„Ach, Fräulein Frieda!" ruft der stattliche Mann und nimmt seine Mütze ab. „So spät noch auf der Heide! Ich werde bis ans Dorf mit Ihnen gehen . . . . "

„Nur eine Strecke, Heinrich . . . . "

Die Sonne geht unter und läßt lange feurige Streifen zurück, die die Wasserpfützen auf der Heide in riesige Opale verwandeln und sogleich, wenn der Mond aus dem Nebel hervorkommt, wird Alles in geheimnisvollem Glanze erstrahlen.

Vater Lindorp hat den greisen Kopf geschüttelt, nun Frieda ihm die sonderbaren Entwürfe Rika's erzählt, und er hat die Absicht, die Familie zu veranlassen, das Haus auf der Heide zu verlassen. Nein, nein, das ist da nicht, wie es sein muß, nicht wahr, Herr Notar?

Aber besser als dies alles: — sollte das Gericht jene wahnsinnigen Testamente nicht umstoßen und das Gut der rechtmäßigen Erbin zurückgeben können?

(Fortsetzung folgt.)

Das Geheimnis des Arztes.

Nach dem Französischen von F. W.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Indessen hat der Arzt genug gesehen, um überzeugt zu sein, daß schleunige Hilfe not tue. Er verabschiedete sich von dem alten Gerichtsboten, empfahl ihm Ruhe an und versprach, wiederzukommen und nochmals über die betreffende Sache mit ihm zu reden. Rosa folgte ihm bis vor die Tür.

„Nun?" fragte sie voll Angst.

„Die Krankheit beginnt mit sehr ersten Symptomen," sagte Fournier, „ich will Ihnen ein Rezept aufschreiben, dessen Vorschrift Sie ganz genau befolgen müssen."

„Er wird also Medizin nötig haben?" entgegnete das junge Mädchen mit einer gewissen Unruhe.

„Etwas: es genügt, mein Rezept vorzuzeigen, dann wird der Apotheker sie Ihnen zukommen lassen."

Rosa schien verlegen; der junge Mann erriet den Grund.

„Machen Sie sich jetzt keine Sorgen wegen des Preises," fuhr er fort; „alles wird auf meinem Namen geliefert werden, und später werde ich mit Herrn Duret abrechnen."

„O, tausend Dank, Herr Doktor," sagte das junge Mädchen, und ihr Blick leuchtete voll Dankbarkeit; doch mein Pate wird einsehen, daß diese Menge Medizin eines Tages bezahlt werden muß, und ich fürchte, daß er sie deshalb nicht annimmt. Wenn der Herr Doktor mir erlauben, ihm zu sagen, sie sei von Ihnen . . . . umsonst geliefert . . . ! Ich würde später schon ein Mittel finden, um alles von dem Lohn meiner Arbeit zu begleichen. . . . "

„Wie Sie wollen," erwiderte Fournier, der Mitleid mit der peinlichen Verlegenheit des armen Mädchens empfand; „tun Sie Ihr Möglichstes, ich werde Sie unterstützen."

Er wollte sie sogar, damit ihre Erklärungen dem alten Duret glaubhafter erschienen, an sein Lager zurückschicken, während er selbst sich anschickte, die Medizin zu holen.

Erst durch wiederholte Versicherungen, daß es nichts als ein Geschenk des Nachbars sei, ließ sich der alte Gerichtsbote dazu bestimmen, sie einzunehmen. Als er endlich überzeugt war, daß ihm seine Heilung nichts kosten sollte, da verstand er sich bereitwillig zu allem, was ihm verordnet wurde.

Doch das Uebel hatte bereits derartige Fortschritte gemacht, daß alle Bemühungen der Wissenschaft ohne Erfolg bleiben mußten. Abwechselnd schüttelte ihn das heftigste Fieber, fiel er der äußersten Entkräftung anheim: es ging mit ihm zur Neige, und Fournier erkannte bald, daß er alle Hoffnung aufgeben müsse. Deshalb verzichtete er auf die wirkungslos gewordenen Arzneien und ließ den Grillen des alten Durets freien Spielraum. Dieser machte davon ausgiebigen Gebrauch, indem er tausenderlei Wünsche aussprach und tausenderlei Pläne ersann; aber im Augenblicke ihrer Ausführung trat stets der Geiz hindernd vor seine Pläne und Wünsche.

So verflossen 14 Tage. Rosa zeigte ihm noch immer dieselbe Geduld und Selbstverleugnung. Bereits 10 Jahre unter dieses Joch freiwilliger Armut gebeugt, fügte sie sich ohne Widerstreben darin: statt ihren Paten anzuklagen, beklagte sie ihn vielmehr, und Geld und Gut hatte sie sich allzeit nur deshalb gewünscht, damit er Genuß davon haben könnte. Bei jedem Besuch entdeckte der junge Arzt irgend einen neuen Schatz in diesem Herzen, das alles aus sich schöpfte und von den andern nichts verlangte als das Glück, sich für sie aufopfern zu dürfen.

Das täglich wachsende Interesse, das er für das junge Mädchen hegte, übertrug sich auch auf den alten Gerichtsboten, den einzigen Freund, der ihr auf Erden blieb. Mochte sein Schutz auch noch so sehr eine Last für sie gewesen sein, er hatte ihr doch wenigstens den Schein einer Familie geschenkt. Hatte Duret auch nur ihr Herr sein wollen, er war doch auch eine Stütze für sie gewesen. Doch was sollte nach seinem Tode aus ihr werden?

Von dem Vermögen ihres Paten durfte sie nichts erwarten, denn dieser hatte einen Vetter, Stephan Tricot, einen reichen Bauern, der in der Umgegend wohnte und mit dem er immer auf dem besten Fuße gestanden hatte. Tricot, der dem alten Duret von Zeit zu Zeit einen Besuch machte, um den Zeitraum abzumessen, der ihn noch von seiner Erbschaft trenne, kam mit seiner Frau gerade an, als die Krankheit ihren Höhepunkt erreicht hatte.

Beim Anblick des sterbenden Vetters fing er an zu jammern, worauf dieser ihn jedoch mit den Worten unterbrach, er habe ja nichts, er werde in einigen Tagen wieder hergestellt

sein. Tricot sah ihn mit unruhiger Bedenklichkeit von der Seite an.

„Wahrhaftig?" fragte er, „nun gut, bei Gott, das macht mir ganz außerordentliches Vergnügen. Dann fühlt Ihr Euch also besser?"

„Viel, viel besser", stammelte Duret.

„Vortrefflich!" versetzte der Bauer, der den Kranken noch immerfort mit zweifelhafter Miene ansah, „solche Leute wie wir, dürfen auch nicht krank sein. Der Arzt ist wohl schon dagewesen?"

„Er kommt jeden Tag," erwiderte der Gerichtsbote.

„Und was hat er gesagt?"

„Daß nichts dazu getan werden könnte, daß alles schon wieder gut werden würde."

„Ja, ja, seht Ihr wohl?" antwortete Tricot enttäuscht, „im Grunde seid Ihr ja auch von festem altem Schlag, Vetter; Ihr habt Euch etwas erkältet; aber das Uebrige ist noch in guter Verfassung."

„Ja, ja", sagte Duret, dem daran gelegen war, die andern von der Ungefährlichkeit seiner Krankheit zu überzeugen, um sich selbst davon zu überzeugen; „nur die Kräfte sind noch schwach, aber die werden sich wieder heben."

„Und hier bringen wir Euch die nötigen Mittel dazu mit," fiel Perrine Tricot ein, indem sie aus ihrem Korbe eine gerupfte Gans und drei volle Flaschen hervorzog. „Das ist ein Tierchen, das eigens für Euch gemästet ist, Vetter, und hier ist eine Probe von unserem heurigen Hauswein; müßt mal probieren, das wird Euch gut tun."

Duret warf einen Blick auf die Flasche und auf die Gans. Verführt durch den Gedanken, ein Mahl zu bekommen, das ihm nichts kosten sollte, rief er Rosa herbei, zeigte ihr die Vorräte und erklärte, er wolle mit dem Pächter und Perrine zu Abend essen.

Bald erfüllte der Duft des Gänsebratens das Zimmer des Kranken, dessen durch lange Entbehrungen schwach gewordener Magen dadurch sehr angeregt wurde. Die Aussicht auf ein kostenloses Mahl machten ihn wieder ganz lebendig; er ließ den Tisch vor seinem Bette herrichten, und nachdem er so lange Zeit seinen Appetit nicht mehr gestillt hatte, gedachte er jetzt, bei diesem unerhofften Schmause alles Versäumte nachzuholen. Tricot füllte ihm sein Glas, das er mit zitternder Hand leerte, um es von neuem füllen zu lassen. Statt sein Uebel zu verschlimmern, schienen der Wein und das Essen seine geschwächten Kräfte wieder zu erhöhen: energischer richtete er sich auf, halbe Trunkenheit schimmerte aus seinen Augen; er begann laut von seinen Plänen zu reden, dem Vetter und der Base die Hände zu drücken, wobei er ihnen wiederholt erklärte, sie seien seine wahren Verwandten, und wobei er ihnen Ratschläge darüber erteilte, was sie mit seiner armseligen Erbschaft anfangen sollten. Tricot und seine Frau weintn vor Rührung. Als sie ihn ednlich verließen, um noch einige notwendige Gänge in der Stadt abzumachen, versprachen sie ihm, bevor sie wieder abreisten, noch einmal zurückzukommen und Abschied von ihm zu nehmen.

In dem Augenblicke, da sie gingen, kam Fournier. Er sah, wie der Kranke ihnen mit höhnischem Blicke nachsah, wie er sein Glas leerte und unter spöttischem Lachen mit der Zunge schnalzte.

„Nun, Herr Nachbar, es scheint, es geht uns besser, wie?" fragte der Arzt erstaunt.

„Besser . . . . . " stotterte Duret halb betrunken; „ja, ja, viel besser, dank dem schönen Mittagessen. Ja, ja, ja! Sie machen meiner Erbschaft den Hof mit Gänsen . . . . und frischem Wein! Ich nehme alles an, ja . . . man muß alles annehmen, das ist nicht mehr als höflich."

„So glauben Sie also, daß ihre Freigebigkeit nur Berechnung ist?" fragte Fournier lächelnd.

„Eine Geldanlage, Herr Nachbar, eine zu zehntausend Prozent. Sie glauben, ich ließe mich von ihnen an der Nase herumführen, weil ich den Wein trinke und die Gans esse, die man für mich aufgefüttert hat, wie die Frau sagt. Ja, ja, ja, wer zuletzt lacht, lacht am besten."

„Sollten Sie denn die Absicht haben, sie in ihrer Hoffnung zu täuschen?"

„Warum nicht? Das Wenige, das ich habe, gehört doch mir, denke ich . . . ich kann darüber verfügen, wie mir gefällt, und sollte ich ein junges Mädchen begünstigen wollen . ."

„Fräulein Rosa?" fiel der junge Arzt lebhaft ein, „ja, wenn Sie das tun, Vater Duret, so werden Sie alle ehrenwerten Leute für sich haben."

Der alte Gerichtsbote zuckte die Achseln.

„Ach was! was frage ich nach allen ehrenwerten Leuten!", murmelte er, „was mir Spaß macht, ist, dem Dicken und seiner Frau ein Schnippchen zu schlagen."

Bei diesem Gedanken brach Duret in Lachen aus, ein krampfhaftes Lachen, dessen Folge eine Art plötzlicher Erstickung war, sodaß er rücklings herüberfiel. Fournier widmete ihm unverzüglich all' die Pflege, die ein derartiger Zufall erheischte. Als er wieder zu sich gekommen, begann er wieder zu sprechen, und fiel abermals in einen neuen noch beunruhigenderen Kampf. Die außergewöhnliche Erregung, in die er verfallen war, hatte die letzten Triebfedern der Lebensuhr abgenutzt und so die letzte Krisis beschleunigt. Mit Schrecken sah der junge Arzt, daß die Erstickungsanfälle, die immer rascher aufeinander folgten, in den Todeskampf übergingen. Das geheimnisvolle Vorgefühl des Todes hatte Duret ernüchtert und — erschreckt.

„Ach, Herr Doktor, ich fühle mich schlecht . . . sehr schlecht," stieß er mit gebrochener Stimme hervor. „Ist Gefahr da? Ach, sagen Sie es mir, wenn Gefahr da ist . . . Bevor ich sterbe, habe ich noch ein Geheimnis mitzuteilen . . . . "

„Teilen Sie es immerhin jetzt mit," entgegnete der junge Mann.

„Es ist also wahr?" erwiderte Duret ganz verstört, „es ist keine Hoffnung mehr vorhanden . . . . gar keine . . . Mein Gott! ich soll auf alles verzichten, was ich angesammelt habe . . . mit soviel Last und Mühe . . . soll alles den andern überlassen . . . . alles . . . . alles . . . ?"

Und mit der Wut der Verzweiflung rang der Geizhals die abgezehrten Hände.

Fournier suchte ihn zu beruhigen, indem er zu ihm von Rosa sprach, die gerade ausgegangen war, aber sogleich zurückkommen würde.

„Ja, ich will sie sehen," murmelte Duret, wie alle Sterbenden sich an die Ueberlebenden anklammernd, um mit ihrer Hilfe wieder Freude am Leben zu gewinnen, „armes Kind! Sie wollen sie berauben, aber ich habe ihren Anteil zugedacht, sie braucht nur zu suchen . . . . "

Er stockte.

„Wo denn?" fragte Fournier, über das Lager des Sterbenden gebeugt.

„Ach, es ist noch . . . . Hoffnung vorhanden . . . ," hauchte Duret, „nicht wahr? . . . es ist nur Schwäche . . ?"

„Wo soll denn ihr Patenkind suchen?" wiederholte der junge Mann, der die Augen des Verscheidenden erstarren sah.

„Oeffnen Sie das Fenster," lallte der Greis, „ich will . . das Tageslicht . . . sehen. Gehen Sie in den Garten . . da, hinten . . . hinter dem Brunnen . . . das Kapitäl . . "

Die Stimme erstarb. Der junge Arzt sah noch eine Zeitling die Lippen zucken, als ob sie versucht hätten, etwas zu sagen, das man nicht mehr verstehen konnte; ein krampfhaftes Zittern durchzuckte das Gesicht, dann keine Bewegung mehr. Durets Herz hatte aufgehört, zu schlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Unterhaltung.

— **Blumenpflege.** (Bild S. 268.) „Endlich 'mal ein warmer Regen", so wird gewiß Großmütterchen ausgerufen haben, als sie die ersten großen Regentropfen an das Fenster ihres Zimmers pochen hörte. Und sie hat sich nicht geirrt. Es fing tatsächlich an, wie man so sagt, „Bindfaden" zu regnen. Schnell hat deshalb die alte Frau ihre Lieblinge, die Blumen, in den großen Tontöpfen herbeigeholt und nun hält sie einen Blumenstock um den anderen hinaus in den erfrischenden Gewitterregen.

— **Das Jawort.** Der Maler unseres Bildes führt uns hinaus an das wogende Meer. Es ist Abend geworden und langsam ist die Sonne im Westen gesunken. Noch einmal leuchtete sie auf im Vollglanz ihrer Pracht und dann zitterten nur noch vereinzelt goldene Strahlenfäden über die leicht bewegte Flut und grüßen die beiden Kinder des Meeres, die schweigend neben einander stehen. Oft schon, nach des Tages Last und Mühen haben sie am Meeresstrand geplaudert. Heute gilt es ein ernstes Wort zu reden. Aber wo der Stimme Klang versagt, da sprechen oft die Augen. Noch ehe die güldenen Sternlein ihre Bahnen ziehen werden, wird auch ein leises „Ja" erklungen sein und damit die Sonne des Glückes für zwei Menschenkinder aufgehen, von der wir hoffen, daß sie ihnen recht viele Jahre leuchte.

Für die Hausfrau.

— **Pilzsoja.** Eine große Schale der verschiedensten Pilze wird sauber gewaschen und mit dem Messer von allen Unreinlichkeiten befreit, doch darf das weiche und die Haut der Pilze nicht abgekratzt werden. Man setzt die Pilze mit Wasser bedeckt auf, kocht sie 4—5 Stunden, bis sie ganz weich sind, streicht sie dann durch ein feines Sieb, die Flüssigkeit wird mit Salz wieder aufgesetzt und solange gekocht, bis sie eine dicke, braune Brühe geworden ist, die man in kleine Flasche füllt, zukorkt und versiegelt. Man kann die Soja als Zusatz zu Tunken, Ragouts, Gemüse etc. vorzüglich verwenden.

— **Salzgurken.** Man nimmt mittelgroße Gurken, wäscht sie ab, packt sie mit schwarzem Pfeffer, Meerrettig, unreifen Weintrauben, Dill, Lorbeerblättern und Kirschblättern von sauern Kirschen schichtweise in ein Achtelfaß, welches man darauf zuschlagen läßt. Dann macht man ein Salzpökel, die ein Ei tragen kann, und füllt sie durch das Spundloch in das Faß; man muß soviel Salzpökel haben, daß der noch übrige Raum des Faßes dadurch völlig ausgefüllt wird. Nachdem die Feuchtigkeit gegohren, wird sie abgegossen, aufgekocht und kochend über die Gurken gegeben. Erkaltet, wird das Fäßchen zugepfropft und öfters umgeschüttelt. Auf diese Art halten sich die Gurken ein volles Jahr.

— **Bereitung der Mixed-Pickles.** 60 Gr. weißen Pfeffer, 33 Gr. Ingwer, 33 Gr. Kochsalz, 16 Gr. englisches Gewürz, 2 Gr. Cayennepfeffer, etwas Estragonblätter und 1 Schote türkischer Pfeffer werden mit 1 Liter stärkstem Weinessig langsam zum Sieden erhitzt, einige Stunden digerirt, dann durchgeseiht. Pfeffergurken, junge Schoten, geschnittene Bohnen, Schotenkerne, Gurkenscheiben und einige unreife Schoten türkischer Pfeffer werden mit Salzwasser und Essig schwach erhitzt, ebenso Charlotten, Perlzwiebeln, Blumenkohl, Rettig, Sellerie, Möhren (in Stengelchen geschnitten), darauf junge Maiskolben und Scheiben von jungen Kürbissen oder Melonen. Zu dem so behandelten Gemüse fügt man, je nach der Menge desselben, eine Mischung von je 1 Teil schwarzen Senf, 6 Teilen weißen Senf, 1 Teil englischem Gewürz, 2 Teilen Kochsalz, $^1/_2$ Teil Curkuma, $^1/_2$ Teil Gewürznelken, einigen Schoten reifen türkischen Pfeffer, und übergießt das Ganze mit einer hinreichenden Menge des oben angegebenen Gewürzessigs.

— **Senfbirnen.** Größere, nicht zu weichfleischige, möglichst steinfreie Birnen werden gut gewaschen, mit kaltem Wasser angesetzt und so weich gekocht, daß man sie mit einem Strohhalm durchstechen kann. Zum Erkalten legt man sie eine Nacht in ein Gefäß neben einander. In demselben Wasser wird nochmals eine Portion Birnen gekocht, damit die Brühe etwas dicker wird. Nun schneidet man die Kelche aus, legt die Birnen in Steintöpfe, gießt das Wasser, in dem sie gekocht worden sind, und mit dem auf jedes Klg. Birnen 10 Gr. gemahlenen Senf vermischt hat, darüber, so daß sämtliche Birnen davon bedeckt sind, und legt obenauf noch einen Beutel mit gemahlenem Senf. Die Birnen müssen sich stets unter der Flüssigkeit befinden, und die Töpfe öfter, anfangs alle 2 Tage, umgeschüttelt werden. Nach 3 Wochen sind die Birnen genießbar.

Rätselecke.

Verierbild.

Wo ist der dritte Handwerksbursche?

Arithmogriph.

Es ist ein zeitgemäßes Wort zu suchen, das aus zehn Buchstaben besteht. Der 1. ist gleich dem 4., der 2. gleich dem 6., der 7. gleich dem 8. Aus den zehn Buchstaben lassen sich verschiedene Wörter bilden:

1 6 7 9 10 alter Dichter.
2 3 4 5 9 Haustier.
3 9 10 9 5 alte Göttin
10 6 8 9 2 Held eines bekannten Trauerspiels.
9 5 3 4 9 Baum

Rebus.

Von jedem Bild gilt der Anfangsbuchstabe. Die fehlenden Vokale sind zu ergänzen.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Arithmogriph:
T R A U B E
A U B E R
R A U B
B U R
U R
R

Kapselrätsel: Erna, Insel, Sand, Beer, Ar, Hand, Neid. — Eisbahn.
Scherzhafte Inschrift: Wandkalender.
Rebus: Sei freundlich gegen Jedermann, dann sieht man dich auch freundlich an.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag des Düsseldorfer Volksblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.